Josef Kleindienst

Mein Leben als
Serienmörder

Roman

Sonderzahl

Publiziert mit Unterstützung des Bundesministeriums für Kunst,
Kultur, öffentlicher Dienst und Sport und der Literaturabteilung
der Stadt Wien, MA 7

www.sonderzahl.at

Alle Rechte vorbehalten

© 2022 Sonderzahl Verlagsges.m.b.H., Wien

Schrift: Adobe Caslon Pro, Novel Pro

Druck: booksfactory

ISBN 978 3 85449 586 4

Umschlag von Matthias Schmidt

„The night was a time for bestial affinities, for drawing closer to oneself.“

„Die Nacht war eine Zeit der bestialischen Zuneigung, der Annäherung an sich selbst.“

Patricia Highsmith

Das Telefon läutet. Der Wagen stehe bereits vor der Tür, höre ich eine männliche Stimme. Ich schlüpfte in meine Jeans, ziehe mir ein T-Shirt über, schnappe mir meine Jacke und hetze durch das Stiegenhaus. Als ich die Haustür aufreiße, sehe ich einen weißen Mercedes, am Steuer ein junger Mann mit Dreitagebart.

Ich steige ein, Konservenmusik aus den Boxen, der Tag kann nur noch besser werden. Wenig später stecken wir im Morgenstau, von einer roten Ampel zur nächsten, graue Häuserfassaden ziehen vorbei. Noch vor wenigen Tagen irrte ich auf einem marokkanischen Markt herum, geplagt von der Sonne und von den Verkäufern, die mir alles Mögliche anpriesen. Kaum hatte ich mich von ihnen befreit, stand schon Mohammed vor mir, ein Mann mit schönen schwarzen Augen, der mir seine Dienste als Führer anbot.

„Besser ein Moskito als hundert Moskitos“, erklärte er mir. Er müsse seine vier Kinder ernähren, im Übrigen könne er mir alles besorgen, von Haschisch bis zu alten marokkanischen Teppichen. Marokkanische Teppiche hätten mir auch gefallen, wenn ich das nötige Geld dafür gehabt hätte.

Nie hätte ich gedacht, jemals einen Serienmörder zu spielen. Als ich Auszüge aus dem Drehbuch gelesen hatte,

war mir kurz übel geworden. Doch der Regisseur meinte, ich sei perfekt, mein Blick und überhaupt meine gesamte Statur entsprächen seinen Vorstellungen. Er habe schon lange nach einem passenden Schauspieler gesucht.

Nach kurzen Beratungen mit seinem Produzenten wurde mir die Rolle angeboten. Ursprünglich wollte ich mit Franziska auf Urlaub fahren, drei Wochen Marokko, Wüste und viel Sonne und so. Zwei Wochen würden es bestimmt auch tun, meinte der Produzent und erhöhte meine Gage um 50 Prozent. Na dann, dachte ich mir und sagte zu. Das war vor drei Wochen.

Noch immer stehen wir im Stau. Der Fahrer schweigt, scheint nicht so der Morgenmensch zu sein, und so schweigen wir gemeinsam. Ich denke an Coca Cola, einen jungen Mann in Marokko, den wir am ersten Tag an der Bushaltestelle trafen. Er heiße Coca Cola, weil er so gerne Coca Cola trinke, alle Fremden würden ihn so nennen, stellte er sich uns vor. Er wisse auch ein gutes Hotel, falls wir eines benötigten.

Nach einer Tasse Tee führte er uns durch die schmalen Gassen der Medina, an den kleinen Läden vorbei. Schon immer sei es sein Traum gewesen, nach Europa zu kommen, nach Spanien oder sonst wohin, erzählte er. Vor einem großen hölzernen Tor blieb er stehen und klopfte. Eine alte Frau, in bunte Gewänder gehüllt, öffnete uns. Im Innenhof war ein kleiner Garten, Kinder tollten umher. An einer Wand hing ein Fernseher, aus dem Musik dröhnte. Coca Cola stellte uns seinen Familienmitgliedern vor, die fremdländischen Namen schwirrten mir nur so durch den Kopf. Er zeigte uns ein Zimmer im Erdgeschoß mit Ornamenten an der Decke, in der Mitte stand ein mit einem grünen Laken überzogenes Bett. Später führte uns Coca Cola in

das Restaurant seines Schwagers. Dann besuchten wir noch seinen Bruder, einen Teppichhändler, einen Onkel, der Kosmetik verkaufte, und einen Töpferladen eines entfernten Verwandten.

Mit Salben, Tüchern und einer Vase gingen wir zurück zu unserer Gastfamilie, in deren Garten Coca Colas Vater saß. Was ich denn in Europa mache, wollte er umringt von seinen Enkelkindern wissen. „Actor“, sagte ich und die Kinder lachten.

Im Schrittempo gleiten wir an Baukränen vorbei, die Musik wird immer unerträglicher, ich sehne mich nach dem Gesang des Muezzins, der etwas Entspannendes an sich hatte. Der Stau löst sich auf, wir fahren über die Donaubrücke, ein Passagierschiff kämpft gegen die Strömung. An und für sich bin ich gar kein Schauspieler, zumindest bis vor drei Wochen war ich noch keiner. Ich bin Schriftsteller. Aber wer möchte nicht mal ein Filmstar sein? Na gut, Serienmörder ist vielleicht nicht so toll, aber was soll's. Den Regisseur habe ich vor Monaten in einer Bar kennengelernt. Irgendetwas muss ihn an mich erinnert haben, als er die Rolle besetzen wollte, was mir nun doch zu denken gibt.

Wir fahren von der Brücke, vor uns ein Tankwagen. Wir biegen nach rechts ab, Werbetafeln zwischen Laubbäumen. Nach ein paar Minuten hält der Fahrer. Er schaut ungläubig auf sein Navigationsgerät. Dann schiebt er zurück, ich blicke in den Gemüsegarten nebenan, reife Tomaten neben Erdbeeren. Nervosität befällt mich, ich hoffe, der Fahrer verfährt sich noch mindestens zweimal und das Navigationsgerät bringt ihn möglichst weit weg vom Drehort. Ich blicke auf meine Fingernägel, kontrolliere, ob sie eine einheitliche Länge haben. Von weitem sehe ich einen kleinen See, meh-

rere Autos versperren die Straße. Ein Mann im Taucheranzug steht neben einem Mann mit einer Kamera. Der Fahrer hält, ich steige aus. Der Produzent kommt auf mich zu, schüttelt mir im Vorbeigehen die Hand. Ich gehe zum Cateringbus und möchte mir einen Kaffee nehmen, aber irgendetwas klemmt an der Maschine. „Muss am Wasser liegen“, erklärt mir ein junger Mann. Er drückt am Wasserbehälter herum. Endlich rinnt der Kaffee. Ich schaue auf den See, rundum die Wälder. Der Regisseur kommt die Straße entlang, in der Hand ein Funkgerät, er begrüßt mich kurz. „Bald geht es los“, meint er und klopft mir auf die Schulter. Noch ein Taucher steigt aus dem Lieferwagen, ein Schlauchboot wird in das Wasser gehoben. Neben dem Boot steht Kerstin, eine junge Frau, blond, attraktiv. Bald werde ich ihren leblosen Körper mit einem Betonkübel im Gewässer versenken, zumindest steht es so im Drehbuch. Im nächsten Moment ruft auch schon Linda, die Kostümbildnerin, nach mir. Ich habe sie zuletzt beim Casting gesehen. Aus dem Bus reicht sie mir einen schwarzen Neoprenanzug.

„Dein erstes Kostüm.“

Ich schaue sie ungläubig an.

„Für das Boot“, meint sie. Ich zwänge mich in die schwarze Gummihaut.

Als ich in Marokko war, erkundigte Linda sich nach meiner Konfektionsgröße, ich hatte keine Ahnung und irrte am späten Abend durch die Medina von Fes, um ein Maßband zu finden. Mehrmals stolperte ich in die kleinen Läden, doch die Verkäufer schauten mich meist nur mit großen Augen an, als ich mit verzweifelten Handbewegungen zu erklären versuchte, was ich brauchte. Ich fragte eine Gruppe von jungen Männern, die sich an einer Straßenecke tum-

melten. Einer von ihnen, ein Bursche mit schwarz gekraustem Haar, bot an, er würde mich zu einem Schneider führen. Ich folgte ihm durch die Gassen, an den Schuhläden, an den Spinnereien, an der Moschee vorbei. Hin und wieder kamen uns vollbepackte Maultiere entgegen, ich drückte meinen Körper an die Häuserwände, roch den Schweiß der Tiere. Bald hatte ich die Orientierung verloren. In einem Hinterhof saß ein Mann mit dichtem schwarzen Bart vor einem offenen Feuer und erhitzte einen metallenen großen Wasserbehälter. Ob ich einen Zug von seinem Joint möchte, fragte mich mein Begleiter. Ich schüttelte den Kopf. „No, I don't smoke, I don't smoke“, wiederholte ich meine Worte, so als müsste ich es mir selbst nochmals sagen. Bestimmt wäre ich paranoid geworden. Wir gingen weiter, das Licht in den Gassen wurde weniger, die Straßen immer ruhiger, die Sterne über uns glitzerten. Wo zum Teufel war der Schneider, bloß um die Ecke, hatte er gemeint. Nochmals bogen wir in eine Gasse, eine Katze saß vor mir, ihre Augen leuchteten gespenstisch blau. Stimmen drangen aus den Häusern. „Soon“, meinte mein Begleiter, er schien meine Unsicherheit zu spüren. Nach ein paar Metern betraten wir einen kleinen Laden, ein älterer Mann mit kleinem Schnauzbart und mit einem Bügeleisen in der Hand stand hinter einem Pult. Der Raum war bis zur Decke mit Stoffen gefüllt, roten und grünen, und auf seinem Tisch lag tatsächlich ein Maßband. Ich zeigte darauf und erklärte dem Mann, dass ich es ihm abkaufen möchte, ich würde es brauchen, um meine Arme und meine Füße abzumessen. Doch er schüttelte heftig den Kopf, drückte mir ein Papier und einen Bleistift in die Hände und begann meine Arme zu vermessen, dann meine Schultern. Er zeigte mir die Zahlen am Maßband und lachte, während ich sie notierte.

Ich stehe im Neoprenanzug vor dem Bus, wahrscheinlich schaue ich wie ein Frosch aus, der gerade aus dem Wasser geworfen wurde. Die zwei Rettungsschwimmer lachen, Kerstin winkt mir zu. Ich gehe nervös die Straße auf und ab, ein Teil des Teams fährt mit einem Floß in die Mitte des Sees. Der Regisseur ruft nach mir, ich setze mich mit ihm und seinen zwei Assistenten in ein Schlauchboot. Wir folgen dem Floß. Bäume spiegeln sich im Wasser.

Der Regisseur erklärt mir die erste Szene. Vor drei Tagen habe ich Kerstin entführt und sie in eine Jagdhütte gesperrt. Sie weiß wohl, dass es ihre letzte Bootsfahrt sein wird. Zuerst soll ich sie im Schlauchboot bedrohen, sie zwingen zu rudern, eindringlich und mit ruhiger Stimme. Als das nichts nützt, muss ich es mit Nachdruck machen, sie am Hals packen. In der nächsten Szene fessele ich sie, wenn sie sich wehrt, schlage ich auf sie ein. Dann versenke ich ihren Körper mit einem Betonkübel im See. Welches kranke Hirn macht denn so etwas? Ich denke an meine Nachbarin, stelle mir vor, wie sie zu Hause auf ihrem Sofa sitzt, und plötzlich erscheine ich am Bildschirm im Neoprenanzug und mit Betonkübel in der Hand. Der Regisseur verlässt das Schlauchboot und steigt auf das Floß. Kerstin setzt sich mir geknebelt gegenüber, zwei Kameras werden positioniert. Der Neoprenanzug fühlt sich ungewohnt an. Ich rutsche unruhig am Bootsrand umher, versuche die richtige Sitzposition zu finden. Der erste Mord steht unmittelbar bevor. Mein Herzschlag erhöht sich. Ich fühle mich wie ein Kampfstier, bevor er in die Arena gelassen wird. Die Klappe fällt. „Eins, zwei, go“, höre ich den Regisseur rufen. Ich fasse Kerstin am Hinterkopf.

„Rudere“, herrsche ich sie an.

„Rudere!“

Ich ziehe sie enger an mich, spüre ihre warme Haut.

„Rudere“, sage ich mit kaum hörbarer zischender Stimme. Ich nehme sie an der Kehle, drücke kurz zu. Höre bloß ein Schluchzen.

„Großartig“, schreit der Regisseur. Die Kameras auf dem Floß werden näher zum Boot gebracht. Kerstin legt sich vor mich hin. Ein Assistent reicht mir ein Kissen. Ich knie vor ihr. Die Klappe fällt. Meine Faust hämmert ein paar Zentimeter neben ihrem Kopf auf das Kissen. Meine Knie schmerzen. Immer schneller fahren meine Fäuste nieder, bis ich nur mehr ihr Wimmern höre. Dann nehme ich ihre Hände und Füße und fessele sie mit dem Seil.

„Okay“, höre ich den Kameraassistenten rufen. Wie in Trance schaue ich ihn an, als wüsste ich gar nicht, wo ich nun bin. Wasserpflanzen schimmern unter der Oberfläche. Einige Schaulustige haben sich am Ufer eingefunden, neugierig blicken sie herüber. Einer von ihnen, ein Mann mit roter Sportkappe, hat ein Fernglas. Die Taucher umkreisen unser Boot. In der nächsten Szene muss ich Kerstin gefesselt ins Wasser werfen. In Marokko fuhr ein Schmerz meine Wirbelsäule hoch, als ich einen Teppich hochhob. Ich hoffe, Kerstin ist nicht allzu schwer. Wir nehmen wieder unsere Positionen ein. Der Regisseur zählt die Klappe ein. „Eins, zwei, go!“ Ich zerre an Kerstins Beinen, sie strampelt wild, ich halte sie fester. Dann hebe ich ihren Körper und drücke ihn über den Bootsrand ins Wasser. Mit ihren Fingern klammert sie sich an den Ringen am Boot fest. Höre ihr Wimmern, dann nehme ich den Betonkübel, der mit einem Seil an ihre Füße gebunden ist. Schaue nochmals zu ihr, sehe ihre weit aufgerissenen Augen, ihren um Gnade bettelnden Blick. Dann werfe ich den Kübel ins Wasser, im nächsten Moment reißt es sie in die Tiefe. Ungläubig star-

re ich auf die Wasserblasen, die sich auf der Oberfläche gebildet haben. Ich habe gerade meinen ersten Mord verübt.

Die Taucher ziehen Kerstin wieder aus dem Wasser. Sie wirkt ein wenig orientierungslos. Ich bewundere ihren Mut, nie würde ich mich gefesselt ins Wasser werfen lassen. Der Regisseur ist zufrieden, bloß wie ich den Kübel ins Wasser geschmissen habe, hat ihm nicht gefallen. Ich müsse es mit ein wenig mehr Schwung machen und mit ernstem Blick, ich schaue zu teilnahmslos. Mehrere Aufnahmen werden aus der Ferne gemacht, dann noch ein paar Close-ups. Ich werfe den Kübel nochmals ins Wasser. Diesmal mit ernstem Blick.

„Super“, schreit der Regisseur vom Floß herüber. Ich rudere mit dem Boot zurück ans Ufer. Zwei Enten folgen mir.

Ich latsche im Neoprenanzug zur Kaffeemaschine, diesmal funktioniert sie. Die Sonne sticht herunter. Fast zwei Stunden sind vergangen, ich habe das Zeitgefühl auf dem Boot verloren. In Marokko ist mir das ständig passiert, man bleibt im Moment haften, Zeit verdichtet sich. Der Produzent klopf mir auf die Schulter. „Gut gemacht.“ Ich rieche sein süßliches Parfüm, nippe an meinem Kaffee.

Linda bringt mir das Kostüm für die nächste Szene, diesmal blaue Jacke, graue Hose und Sportschuhe. Ich habe mir vorgenommen, bloß den Aufforderungen des Regisseurs nachzukommen, ohne mich in die Gefühlslage des Täters zu versetzen. Er hat mich nur Teile des Drehbuchs lesen lassen. Damit ich spontan bleibe, hat er gemeint. Doch der ausführende Akt setzt mir zu. Ich überlege schon, wie ich aus dem Vertrag aussteigen kann. Wahrscheinlich gar nicht. Das Wetter wird auch nicht schlechter, *Sonnenschein bei 24 Grad* sehe ich am Display meines Handys. Ich schlüpfte in mein neues Kostüm. Der Fahrer bringt mich an den Tatort,

ein paar Kilometer weiter durch den Wald. Diesmal keine Musik, bloß Schweigen. Ich steige aus, der Cateringbus parkt nebenan, es gibt Kaffee und Kuchen. Ich unterhalte mich mit einem Polizistendarsteller, einem schwächlichen Kerl mit Schnauzbar.

„Du bist also die Bestie.“

Ich nicke.

„Da hast du dir ja ein schönes Vorbild ausgesucht.“

Ich schaue ihn fragend an.

„Der wirkliche Mörder war vollkommen wahnsinnig. Halbtot hat er seine Opfer in den Kofferraum gesperrt. So jemandem will man wirklich nie begegnen.“

„Den Mörder hat es wirklich gegeben?“

„Ja, ja, in den 90ern. Ein richtiges Monster.“

„Dann lebt er noch?“

„Ich nehme schon an.“

Von den Mordfällen hat mir der Regisseur nichts erzählt. Der Gedanke, dass es auch noch einen lebendigen Mörder gibt, beunruhigt mich.

Der Polizist scheint von dem Täter fasziniert zu sein. An jedes kleine Detail, das in den Zeitungen stand, kann er sich erinnern.

„Auf seiner Flucht hat er mehrere Tage in einer Jagdhütte verbracht.“

Er schaut mich mit musterndem Blick an.

„Du wirst das schon gut machen“, meint er, so als wäre er besorgt, dass ich die Rolle nicht hinbekomme.

„Einige Schauspieler haben sich sogar geweigert, den Mörder zu spielen und abgesagt.“

Ich schlucke, davon höre ich zum ersten Mal.

„Aber das waren Idioten. Welcher Schauspieler lässt sich denn so eine Rolle entgehen?“

Ich versuche zu lachen, aber es gelingt mir nicht wirklich.

Dann sprechen wir über den Urlaub. Er war mit seiner Familie im Sommer auf Kreta. Ich erzähle ihm, dass ich auch auf Kreta war, doch schon im Frühjahr, nun sei ich in Marokko gewesen, wo es mir gut gefallen habe. Besonders die Gesänge des Muezzins hätten es mir angetan. Der Polizist meint, Marokko würde ihn auch interessieren, aber mit der Familie sei Kreta besser, alles sicherer und kontrollierbarer. Wegen Terrorismus und so. Ich nicke.

„Mittagessen“, schreit jemand. Es gibt drei Gerichte, Huhn, Rind und etwas Vegetarisches. Die Schauspieler setzen sich an einen Tisch, die Techniker an einen anderen. Die Produktionsleitung und der Regisseur sitzen etwas abseits.

Ich frage den Regisseur, ob der Film tatsächlich auf einer wahren Begebenheit beruhe. Er meint, dass in jedem Drehbuch ein Körnchen Wahrheit stecke, aber ich mir darüber keine Sorgen machen solle. Und im Übrigen sei es auch egal. Stumm setze ich mich an den Nachbartisch.

Ich entscheide mich für Huhn, als Nachspeise Apfelstrudel mit Schlag. Ich beobachte, wie zwei Beleuchtungskräne neben dem Cateringbus geparkt werden.

Mein nächstes Opfer heißt Iris, ein junges, zierliches Mädchen, kaum älter als zwanzig.

Iris spaziert über eine grüne Wiese, dann geht sie ein Stück in den Wald. Plötzlich fasst eine Hand aus dem Gebüsch heraus nach ihr und zerrt sie in das Dickicht. Echt spooky schaut das aus. Es ist die Hand vom Regieassistenten, er habe hierbei schon reichlich Erfahrung, immerhin drehe er schon seit zwanzig Jahren Krimis, und Frauen ins Gebüsch zu schleppen, gehöre zu seinen Spezialitäten, vor-